

Nekr T 42

Zur Erinnerung an

Willy Theiler

24. 10. 1899 — 26. 2. 1977

9. 1977, 1744
g. Theiler, Bern



1975

Prof. Dr. phil.

Professor für Klassische Philologie
an der Universität Bonn 1944 - 1968

Lebenslauf

Vorgelesen von Herrn Pfarrer Paul Weber
an der Trauerfeier am 4. März 1977 in der Kapelle des Burgerspitals Bern

Ich wurde am 24. Oktober 1899 als Sohn des Gottfried Theiler und der Emma geb. Weidmann im «Postgarten» in Adliswil, dem erst kürzlich abgebrochenen Haus meines Grossonkels Jacob Weidmann, geboren. Mein Bürgerort ist Richterswil. In dem einfachen Haus mit Garten hart an der Sihl verlebte ich mit meinem geliebten, etwas jüngeren Bruder Werner und zwei altersnahen Kindern des Grossonkels glückliche erste Lebensjahre. Als ich sechs Jahre alt war, nahm mein Vater, Disponent in einer Adliswiler Seidenfabrik, eine leitende Stelle in einem Betrieb in Kleinhüningen an. Dort ging ich dann in die Primarschule. Meine ausgezeichnete Lehrerin in dem bescheidenen Schulhaus, Fräulein Alice Stänz, nahm später im Basler Schulwesen einen geachteten Platz ein. Für uns Kinder war der Gang nach Grossbasel eine Reise in ein Wunderland. Aber bald wurde mein Vater Direktor einer schweizerischen Seidenfabrik in Waldshut. Die acht Jahre, die ich dort verbrachte, waren die glücklichsten meiner Jugendzeit. Die Stadt, in der es keine sozialen Scheidungen gab, war damals noch so klein, dass das «Grüssgott Fräulein Birkenmeyer», mit dem wir laut den Eintritt der Volksschullehrerin, einer Tochter des Reichstagsabgeordneten des Kreises Waldshut, kundtaten, ungefähr überall hörbar war. Ich hatte das Glück, auch später ungewöhnlich gute Lehrer zu bekommen, so in der «Realschule mit Realprogymnasium» die Professoren Georg Manz und Joseph Himmel. Dieser führte mich ins Latein und privat ins Griechische ein. Im Sommer 1914 siedelten die Eltern nach Obfelden über, wir verliessen Waldshut am Tage des Attentates von Serajewo. Ich fuhr nun jeden Tag den ziemlich langen Weg nach Zürich ins Freie Gymnasium, später machte auch mein Bruder den Weg mit. Ich traf es gut mit meiner Klasse, die Freundschaft führte uns bis jetzt immer wieder zusammen. Verehrt waren besonders die Lehrer Walter Hadorn und der Mathematiker Karl Spycher, den wir immer noch bei unsern Zusammenkünften begrüßen dürfen. Die Maturität fiel in die dunklen Endmonate des ersten Weltkrieges, unsere Maturreise bestand in einer Fahrt an den Zugersee. Das erste Studiensemester wurde gleich überschattet durch den Tod an der Grippe eines der Kameraden, des hoff-

nungsreichen Hans Hadorn. Ich studierte in Zürich klassische Philologie (lange Zeit hatte ich vorher an Theologie gedacht), von manchen Zweifeln geplagt, die sich erst lösten, als ich ein Jahr drauf in Basel Schüler von Peter Von der Mühl wurde. 1921/22 verbrachte ich zusammen mit August Burckhardt, dem späteren Adjunkten des Basler Staatsarchivs, ein Semester in Göttingen, dann zwei in Berlin, wo noch die philologischen Koryphäen lehrten, Wilamowitz, Jaeger, Norden, und manche Freundschaften geschlossen wurden. Im Frühjahr 1924 doktorierte ich in Basel. Die Dissertation über «die teleologische Naturbetrachtung bis auf Aristoteles» konnte ich vierzig Jahre später in neuer Auflage auf den Geburtstagstisch des 80jährigen Peter Von der Mühl legen. Ich bestand dann auch noch die Gymnasiallehrerprüfung, aber damals war es nicht leicht, eine endgültige Stelle zu bekommen. Nach Vertretungen in Basel, Chur, Aarau, Solothurn rief mich Eduard Fraenkel, den ich flüchtig aus Berlin kannte, an eine Assistentenstelle nach Kiel. Eine gleichzeitige, mit dem Studiengenossen Walter Müri eingereichte Bewerbung um eine Stelle am Gymnasium Bern zog ich danach zurück. Ich war lange unsicher, ob eine Habilitation der richtige Weg sei; nur das Vertrauen Eduard Fraenkels, der bald Kiel verliess, die grosse Freundlichkeit anderer Kollegen, wie Julius Stenzels und Eduard Schmidts, vor allem aber die Grosszügigkeit von Felix Jacoby und seiner Gattin, denen ich den allergrössten Dank schulde, hielten mich bei der Stange. Die Habilitationsschrift über die «Vorbereitung des Neuplatonismus» erschien mit zweijähriger Verspätung erst 1930. Im Jahre 1932 erfolgte der Ruf nach Königsberg, gerade noch bevor durch den nationalsozialistischen Umsturz der Platz für einen Schweizer unmöglich geworden wäre. Ich wurde dort freundlich empfangen, vor allem auch durch den grossartig humanen nächsten Kollegen Paul Maas. Nach der Abfassung von «Porphyrios und Augustin» und der Redigierung der Arbeit über «Satrapieneinteilung» des verstorbenen Mitgliedes Oskar Leuze kam ich rasch in die «Gelehrte Gesellschaft» hinein, einen ausserordentlich anregenden Verein, für den ich sonst noch einiges veröffentlichte. Die ständige Verbindung mit Maas blieb bestehen, als er aus rassistischen Gründen das Lehramt verlor und an seine Stelle der ganz anders geartete Walter F. Otto trat, mit dem mich ungetrübte kollegiale Freundschaft verband. Mit den dort unter mannigfachem politischem Druck stehenden Studenten hatte ich kaum Schwierigkeiten. Eher bekümmerte es mich damals, wie auch noch heute, ob ich ihnen nicht Steine statt Brot reichte. Die Studenten kamen gern ins Haus zu Leseabenden und lernten rasch, dass man da nicht «Heil Hitler» sagte. 1937 verheiratete ich mich mit Georgine Burck-

hardt aus Basel, die ich aus der Studienzeit kannte, aber um die ich erst jetzt anhielt. Sie schenkte mir dann am ersten Jahrestag des Kriegsausbruches einen Sohn Luzius und hielt tapfer die Ernährungsorgen und die ständigen nächtlichen Aufenthalte im Luftschutzkeller aus. In einem eingeschränkten Kollegenkreis waren dafür die Beziehungen eng und herzlich, so zum Oberassistenten W. Hartke, jetzt Präsident der Deutschen Akademie in Berlin, und seiner Gattin und zum Theologen Carl Schneider und seiner Frau, mit denen uns eine besonders herzliche Freundschaft verbindet. Es war dann aber doch eine Erlösung, besonders für meine Frau, als ich für Frühjahr 1944 einen Ruf nach Bern bekam, an Stelle des vorzeitig zurückgetretenen Edouard Tièche. Mit vieler Mühe erhielt ich Ende 1943 das Visum, um mich dem damaligen Erziehungsdirektor Rudolf vorzustellen. Er war vollständig zufrieden, als er mein Zürcherdeutsch hörte. Fragen, ob ich sonst für die Stelle geeignet sei, stellte er nicht. Als Nicht-Berner in Bern habe ich mich, wie meine Frau, rasch wohlgeföhlt. Meine Fakultätskollegen, die sich unterdessen fast ganz erneuert haben, traten mir mit der grössten Rücksicht entgegen, ernste Differenzen gab es nie. Ich spreche Ihnen meinen grossen Dank aus, und er dehnt sich auch auf die Kollegenfrauen aus, die das Leben meiner Frau verschönerten. Innert der Familie war letztes Jahr das wichtige Ereignis die Heirat des Sohnes Luzius mit Rita geb. Tillmann aus Haiger im Westerwald. Dass sie und ihre Eltern uns Älteren so herzlich zugetan sind, ist uns eine grosse Freude. Vor einigen Tagen erlebten wir die Taufe des ersten Kindes, Tobias. Der hauptsächlichste Dank gilt meiner Frau. In ungetrübter Ehe lebten wir bis jetzt 30 Jahre zusammen. Wie es in anderen Dozentenehen der Fall ist, sind ihr wegen meiner Arbeit täglich Stunden, auf die sie Anspruch hatte, entzogen worden. Sie hat darüber nicht geklagt, hat immer alles getan, um mir Freude zu bereiten. Möge sie sich nach meinem Abscheiden, das ich gelassen auf mich nehme, nicht dem Schmerze hingeben, sondern sich erheben an der Dankbarkeit, die ich immer für ihre Liebe empfunden habe.

Bern, 19. Oktober 1967

Willy Theiler

Nachtrag von seiner Frau

Nach der Niederschrift dieses Lebenslaufes bei Beginn seines Asthmaleidens, das er mit grosser Tapferkeit ertrug, konnte sich mein lieber Mann noch fast 10 Jahre seiner wissenschaftlichen Arbeit widmen und vor allem die Sammlung der Poseidonios-Fragmente mit Kommentar zum Abschluss bringen. 1972 freute er sich über die Geburt eines Gross-töchterchens Annette. Die beiden Enkel hingen mit grosser Liebe an ihrem Grossvater und verstanden es, ihn von seinen Büchern wegzulocken.

Ansprache zur Trauerfeier am 4. März 1977

von Professor Thomas Gelzer,
Dekan der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern

Verehrte Trauerversammlung,
Verehrte, liebe Frau Theiler,

Mit grosser Trauer nimmt die Philosophisch-historische Fakultät, nehmen seine Freunde, Kollegen und Schüler Abschied von unserem hoch verehrten Kollegen, Professor Willy Theiler. Sein Hinschied reisst in unserer Mitte eine schmerzliche Lücke. Wenn seit 1967 schon ein schweres Asthma, zu dem später noch ein für einen Philologen besonders hinderndes Augenleiden trat, seine äussere Mobilität beeinträchtigte, so war er doch bis zuletzt von überlegener Klarheit des Geistes und nahm, hingebend betreut und in seiner Arbeit unterstützt von seiner Gattin, bis in die letzten Tage vor seiner Krankheit als Gastgeber, als Gast und als Freund gelehrter Diskussion und heiteren Gesprächs teil an einer Geselligkeit, die alle, die ihn kannten, zu jenen Gütern ihres Lebens zählen dürfen, deren Erinnerung nicht verblassen wird. Noch vor zwei Wochen lasen wir zusammen die Korrekturen zu einem mit neuen Gesichtspunkten, neuem Material und glänzenden Vorschlägen zur Verbesserung des Textes reich befrachteten Artikel über den neuen Kölner Archilochospapyrus, der nun zum letzten Denkmal seines unermüdlichen Geistes werden wird. Denn das ganz grosse Werk, dem er den besten Teil seiner Arbeitskraft seit seiner 1968 erfolgten Emeritierung gewidmet hat, die Sammlung der Fragmente des späthellenistischen Philosophen und Universalgelehrten Poseidonios von Apamea, mit einem Kommentar, in dem die ganze Erfahrung seines wahrhaft reichen Philologenlebens zusammengefasst ist, liegt schon seit über einem Jahr abgeschlossen beim Verleger, und wir erwarten sein Erscheinen mit Ungeduld.

Während 24 Jahren hat der Verstorbene unserer Fakultät angehört, ihr als Dekan gedient, mit seiner wissenschaftlichen Autorität Massstäbe für ihre Forschung und Lehre gesetzt und als Gelehrter von internationalem Rang zu ihrem Ansehen weit über die Grenzen unseres Landes hinaus beigetragen. Als er 1944, mitten im Zweiten Weltkrieg, in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr auf den Berner Lehrstuhl für Klassische Philologie mit besonderer Berücksichtigung des Griechischen be-

rufen wurde, brachte er bereits die Erfahrung einer zwölfjährigen Tätigkeit als professor eloquentiae der Universität Königsberg, wo er — zwar Inhaber des lateinischen Ordinariats — zu gleichen Teilen aber auch das Griechische gelehrt hatte, und einer vierjährigen Privatdozentenzeit in Kiel mit.

Neben gewichtigen Aufsätzen über die Ethiken und die Politik des Aristoteles, zur Struktur plautinischer Komödien und zum Text der orphischen Hymnen, hatte er nach seiner Basler Dissertation und seiner Kieler Habilitationsschrift — beide Bücher sind übrigens nach dem Kriege in zweiter Auflage neu erschienen — in vier Königsberger Gelehrten Schriften 1933 über Prophyrios und Augustin, 1935 über Das Musenge-dicht des Horaz, 1941 über Die zwei Zeitstufen in Pindars Stil und Vers und 1942 über Die chaldäischen Orakel und die Hymnen des Synesios neue, kühne Entdeckungen niedergelegt.

Diese erstaunliche wissenschaftliche Produktivität steigerte er in seiner Berner Dozentenzeit weiter zu einer kaum fasslichen Höhe. Alles aufzuzählen, was er hier in den fast 33 Jahren, in denen er dieser Stadt und ihrem geistigen Leben als unermüdlicher Anreger und Ermunterer treu blieb, zu einem glücklichen Ende brachte, wäre nicht dieses Ortes und würde viel zu weit führen. Beschränken wir uns auf einige der zentralen Werke, mit denen sein Name für eine nicht absehbare Zukunft für jeden Studierenden und Liebhaber der Literatur der Alten verbunden bleiben wird. 1946 schenkte er den Editiones Helveticae eine weit über deren schulischen Anlass hinaus bedeutende und wirkende Textausgabe von Platos Gorgias. Von der Schrift des Aristoteles «Über die Seele» lieferte er 1959 in Grumachs Berliner Corpus eine Übersetzung mit Kommentar, und von Mark Aurels, des Stoikers auf dem Kaiserthron, «Wegen zu sich selbst» legte er 1951 einen eigenen Text, eine Übersetzung und einen Kommentar vor, den er 1974 in neuer Bearbeitung in zweiter Auflage erscheinen liess. Wer den neuplatonischen Philosophen Plotin verstehen will, greift zu dem Text mit Übersetzung und Kommentar, von dem er — zusammen mit Richard Harder und Rudolf Beutler — von 1960 bis 1972 vier Teile in zehn Bänden abgeschlossen hat. Wie dort, fügte er auch dem letzten Band der Übersetzung des Philo von Alexandria eine unschätzbare gedrängte Übersicht über dessen Philosophie, in der bescheidenen Form eines «Sachweisers zu Philo» (1964) bei.

Er durfte es erleben, dass in zwei stattlichen Bänden seine älteren Artikel, zusammen mit neuen, gesammelt vorgelegt wurden: 1966 seine «Forschungen zum Neuplatonismus» und 1970, anlässlich seines siebzigsten Geburtstages, seine «Untersuchungen zur antiken Literatur».

Nimmt man vollends seine ungezählten Rezensionen hinzu, in denen er über die Forschungen anderer in gedrängter, stets um eigene Erkenntnisse bereicherter Formulierung kritischen Bericht ablegte, so wächst das Zeugnis über die Weite seiner Kenntnisse und Interessen in eine fast unfassliche Weite hinaus. Neben einem Schwerpunkt in der Erforschung der gesamten Philosophie der Antike, mit eigenen Untersuchungen von der vorklassischen Philosophie über Plato, Aristoteles, die Hellenisten, Philo von Alexandria, die Philosophie der Kaiserzeit und Augustin bis zu Proklos, waren ihm auch Dichtung und Prosa in beiden Sprachen, von Homer über die Lyriker, die Tragödie und die Bukoliker bis zu den Hymnen der späten Kaiserzeit, von Plautus über Horaz bis zu den Einsiedler Hirtengedichten, sowie Historiker und Technographen gleicherweise vertraut.

Ein grossartiges Gedächtnis für alles, war er einmal gelesen und durchgearbeitet hatte, und das ihn bis in seine letzte Zeit nicht im Stiche liess, eine souveräne Beherrschung der beiden Sprachen und der spezialisiertesten Techniken zur Erfassung sprachlicher Schöpfungen, wie etwa der Metrik, der Rhetorik und der Formen der Genera literarischer Kunst, standen ihm mühelos zu Gebote. Sein energischer, scharf zupackender Verstand, die Intensität der Durchdringung aller sachlichen Zusammenhänge und eine kühne Intuition befähigten ihn, in kurzer Zeit das Wesentliche zu erfassen und in gedrängter Form darzustellen. Mit seiner feinen menschlichen Bescheidenheit und seiner liberalen Mitteilungsgabe war er ein idealer Gesprächspartner für alle, die bei ihm Rat und Hilfe suchten, die eigene Forschungsergebnisse mit ihm zu diskutieren kamen, oder sich auch nur im leichten und immer angeregten Gespräch an den Problemen und Schönheiten der Literatur der Alten mit ihm erfreuen wollten.

Seine Mitteilungsweise, namentlich im schriftlichen Ausdruck, entsprach der Schnelligkeit und den Voraussetzungen seines eigenen Denkens, so dass die Lektüre seiner höchst konzentrierten Arbeiten nicht immer leicht ist und stets zu ihrem vollen Verständnis einer beträchtlichen Anspannung bedarf. Bei der Kühnheit seiner Ausblicke und der gänzlich unabhängigen, mutig konstruierenden Kombinationsgabe seiner Interpretationsweise konnte er kaum damit rechnen, dass alle seine Resultate widerspruchlos entgegengenommen würden. Aber mit seiner grosszügigen menschlichen Toleranz nahm er seinen eigenen Thesen entgegenstehende Argumente mit humorvoller Gelassenheit entgegen und liess sich auch von guten Gründen willig belehren, wie es auch seine Arbeiten immer wieder bezeugen. Mit entwaffnender Selbstironie konnte er die gesammelten Früchte seiner literarischen Forschung als

«Figuren von 35 Jahren philologischen Spiels» in überlegener Distance präsentieren.

Für seine wissenschaftliche Leistung blieben ihm auch die Zeichen weit- hin sichtbarer internationaler Anerkennung nicht vorenthalten. Schon in jungen Jahren durch die Mitgliedschaft der Königsberger Gelehrten Gesellschaft geehrt, wurde er nach dem Zweiten Weltkrieg zum Doctor honoris causa der Universität Bonn und zum Fellow of the British Academy ernannt.

Wenn wir in der heutigen Feier des bedeutenden Gelehrten gedenken, so vergessen wir auch nicht des liebenswerten Menschen, des verehrten Lehrers, des treuen Freundes und des im wahren Sinne vornehmen alten Herrn, dessen Erinnerung uns in Zukunft weiter begleiten wird. Ihnen, verehrte, liebe Frau Theiler, und Ihrer Familie mag der Dank, den der Verstorbene Ihnen in seinen Abschiedsworten ausgesprochen hat, und die Dankbarkeit all derer, die ihn gekannt, geschätzt und verehrt haben, die schwere Trauer über seinen Verlust erleichtern.

Worte zum 4. März 1977

Für Frau Theiler in herzlichstem Gedenken von Professor Olof Gigon

Es ist hier nicht meine Aufgabe, den äusseren Lebenslauf von Willy Theiler noch einmal nachzuzeichnen. Vielmehr liegt mir daran, einige persönliche Erinnerungen und Eindrücke lebendig zu machen und dadurch auch ein wenig meinen Dank zu bezeugen für all das, was er mir in den vergangenen dreissig Jahren gegeben hat.

Meine erste präzise Erinnerung geht auf den Herbst 1944 zurück. Damals war Theiler mit Frau und Kind mit knappster Not aus dem von den Russen bestürmten Königsberg entkommen und durch das schon halb verwüstete Deutschland hindurch in die Schweiz gelangt. Da war es für Bern ein einzigartiger Glücksfall, dass eben damals Ed. Tièche zurückgetreten war und nun die freigewordene Professur Herrn Theiler angeboten werden konnte. Er nahm das Angebot an und hat das Seminar für klassische Philologie unserer Universität für zwanzig Jahre zu einem Ort wissenschaftlicher Arbeit von europäischem Range gemacht. Den schweizerischen Altphilologen war er damals sehr wenig bekannt. Denn bis dahin hat sich der grösste Teil seiner Aktivität in Deutschland abgespielt. Zu gutem Glück war ich damals gerade Präsident des schweiz. Altphilologenverbandes, und so ergriff ich die gute Gelegenheit, ihn mit den hiesigen Altphilologen bekannt zu machen. Ich bat ihn, an unserer Jahresversammlung in Baden das Hauptreferat zu halten. Er wählte als Gegenstand ein berühmtes, schwieriges Gedicht des Simonides, des Konkurrenten Pindars aus dem frühen 5. Jhdt. v. Chr. Und dann begab sich das auf seine Weise Grossartige, das sich bei vielen spätern Vorträgen wiederholte und aus seinem Wesen herauskam. Theiler begann mit der Exposition des Textes und seiner Probleme; dann folgte das Interpretieren des Einzelnen. Und man darf wohl sagen, dass das Interpretieren, wie er es verstand, seine Leidenschaft war. Zu begreifen, was ein Text wirklich zu sagen hatte, warum er so formuliert war und nicht anders an dieser Stelle stand und an keiner anderen; zu verfolgen, wie ein Satz mit manchen Traditionen nach rückwärts verflochten war, wie er mit anderen Sätzen desselben Verfassers oder auch anderer Autoren in einer verborgenen, nur dem aufmerksamen Leser erkennbaren Beziehung stand, all das zu verfolgen, war eine

Aufgabe, in die er sich vollständig versenken konnte. Und in einem solchen Vortrag kam denn auch der Augenblick, wo er ganz mit sich und seinem Text allein war, Zeit und Raum und Publikum vergass und nun aus der Fülle des Wissens und Intensität des Könnens eine Beobachtung an die andere knüpfte, einen Gedanken aus dem anderen sich entwickeln liess. Und dies alles ohne Pedanterie und ohne Rhetorik. Denn Theiler vergass nie, dass es auf die Sachen selbst ankam, die der Autor hatte sagen wollen, und Rhetorik hat er nie geliebt. Alles was er vortrug war präzise, sachbezogen und zugleich immer neue Perspektiven eröffnend. Freilich kam dann auch der Moment, da die Hörer sich überfordert fühlten. Als aus dreiviertel Stunden über zwei Stunden wurden, begann das Publikum etwas unruhig zu werden, und nun hatte ich die Aufgabe, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass die Zeit des Vortrages abgelaufen sei. Er hat solche Interventionen niemals übelgenommen. Er pflegte dann in raschen Worten zu resümieren, was er noch zu sagen gedachte. Doch das Schauspiel dieses souveränen Interpretierens aus einem tief verborgenen Enthusiasmus heraus war einzigartig.

Theiler hat sich gut in Bern eingelebt, obschon ihm der Abschied von Königsberg sehr schwer gefallen sein muss. Er hat zeitlebens mit Sehnsucht an diese Stadt zurückgedacht, und wenn man zusammensass und Erinnerungen austauschte, konnte er mit glänzender Anschaulichkeit, mit Wärme und verhaltenem Schmerz vom Leben in Königsberg erzählen, von den Ausflügen auf die Kurische Nehrung oder in das Landesinnere Ostpreussens zu den Schlössern, Wäldern und Seen. Das hat er nie vergessen.

1948 trat auch der Berner Latinist zurück, und da war es Theiler, der mich von Fribourg nach Bern holte. Als die Berufung perfekt war, machten wir zusammen an einem schönen Herbsttag einen langen Spaziergang über den Gurten und besprachen die Modalitäten unserer künftigen Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit wurde so vollkommen, als wir es nur wünschen konnten. Selbstverständlich war dies eigentlich nicht. Unsere Arbeitsgebiete waren teilweise dieselben, und der Stil unserer Arbeit (mindestens von aussen gesehen) recht verschieden. Und doch entstand in all den Jahrzehnten niemals auch nur die geringste Schwierigkeit der Verständigung. In den zahllosen Diskussionen, die wir hatten, über Platon und Aristoteles, über Cicero und Plutarch und Seneca hat der Jüngere vom Älteren immer wieder wesentliches gelernt, und der Ältere hat sich die Einwendungen und Bedenken, die der Jüngere zuweilen vorbrachte, immer gerne gefallen lassen.

Ich will nicht davon reden, wie wir auch in der Fakultät durch zwanzig Jahre hindurch zusammengearbeitet haben; dass wir uns zusammen als

einzig gegen irgendeine aufsteigende *Communis opinio* zu wehren hatten, kam gar nicht so selten vor.

Doch was mir hier wichtiger ist, und was an den Gesprächen, Vorträgen und Publikationen immer wieder zu spüren war, war ein Stück Indirektheit an seiner Arbeit, etwas, was ich gerne eine sokratische Ironie nennen möchte.

Er hat im Umgang mit den Texten immer alles genau genommen: das Sprachliche, das Metrische, die Kohärenz eines Textes, seine Querverbindungen zu anderen, oft sehr vielen anderen Texten, schliesslich auch das, was die Philologen aller Jahrhunderte an die Interpretation eines Textes beigetragen hatten. Wenn ihm etwas verhasst war, so war es, offensichtliche Widersprüche und Stilbrüche in einem Texte durch vage Paraphrasen zu überspielen.

Das Ergebnis waren nicht selten jene Zitatennester, an denen Theilers Publikationen so reich sind und mit denen der fernstehende Leser oft seine Mühe hatte. Sie mochten auch zuweilen den Eindruck erwecken, als werde hier wirklich nur ein gelehrtes Kombinationsspiel gespielt. Doch eben dieser Eindruck war von Grund auf falsch. Methode war ihm immer nur ein Mittel zum Zweck, und auch die Gelehrsamkeit früherer Philologen benutzte er nur, soweit sie ihm förderlich schien. Auf was es ihm ankam, waren die Sachen selbst — die Texte selbst —, und da nicht beliebige Texte, sondern Texte, von denen man spürte, dass er sich selbst durch sie angehen liess.

Damit komme ich zum Schluss und zum Hinweis darauf, dass es ihm vergönnt gewesen ist, das Werk abzuschliessen, das er selbst als sein Lebenswerk verstanden hat: die Sammlung und Kommentierung der Fragmente des Stoikers Poseidonios.

Hier wird am deutlichsten sichtbar, was ich soeben die sokratische Ironie an Theiler nannte. Obenhin präsentiert sich das Werk als ein Geflecht subtilster Kombinationen auf der Basis von einigen hundert wörtlichen Zitaten des Poseidonios; die meisten dieser Zitate sind überaus kurz, viele verstümmelt, und vor allem: der Einfluss dieses merkwürdigen Philosophen hat viel weiter gereicht als die Zitate erkennen lassen. Theiler hat dies mit all der philologischen Sorgfalt und der genialen Kombinationsgabe, über die er verfügte, nun sichtbar gemacht. Aber was gemeint war, war mehr und anderes als die Bewältigung einer besonders reizvollen und kniffligen Aufgabe. An was ihm lag, war die Sache selbst, der Philosoph Poseidonios, der die antike Philosophie aus der Enge einer sturen Nur-Wissenschaftlichkeit, in die sie im Hellenismus geraten war, hinausgeführt hat in eine Weite der Perspektiven, in der dann dreihundert Jahre später der Neuplatonismus sich entfalten

konnte. Theilers intensive Bemühungen um die gesamte spätantike Philosophie waren nicht bloss durch philologische Interessen bestimmt. Doch blieb dies durchaus im Hintergrund. Nur in seltenen Augenblicken begriff der Gesprächspartner, dass ihn die Spekulationen eines Poseidonios, eines Plotin, des Porphyrios und des Augustin auch in der Sache wesentlich berührten.

Nun hat er sein Werk abgeschlossen. Die Drucklegung durfte er nicht mehr erleben, auch wenn wir heute zur Erwartung berechtigt sind, dass es etwa zu Ende 1978 als Buch vorliegen wird.

Wir wissen nun nicht, ob er nun nach poseidonischer Doktrin als reiner Geist in den Glutkreis der Sonne eingetreten ist, oder ob er nach Platon in den überhimmlischen Raum, den Hyperuranios Topos entrückt wurde. Wir wissen aber, wieviel wir von ihm als Menschen und Gelehrten empfangen haben, und dass wir ein grosses Erbe zur Bewahrung anvertraut erhalten haben und dass er selbst jetzt jenen Frieden haben wird, den die Lebenden für den guten Menschen, den agathos aner erhoffen dürfen.

Abschiedsworte

von Professor Wolfgang Schmid, Bonn

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Namens der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn möchte ich in Vertretung des leider durch Abwesenheit verhinderten Dekans dieser Fakultät wenige Worte des Abschieds von Willy Theiler sprechen.

Die Bonner Philosophische Fakultät versichert nicht nur die Angehörigen des Hingeschiedenen ihrer aufrichtigen Mittrauer, sondern nimmt auch an der Trauer der wissenschaftlichen Institution, der Willy Theiler angehörte, sowie der Trauer der Wissenschaft überhaupt teil.

Als die Bonner Universität zu ihrem Universitäts-Jubiläum 1968 einigen wenigen ausländischen Gelehrten von besonderem internationalem Rang das Ehrendoktorat verlieh, da war die Intention die, Gelehrte zu ehren, die in ihrem Schaffen den Heroen aus der grossen Zeit Bonns besonders nahegekommen wären; ein solcher Grosser Bonns in unserem Fache war bekanntlich Usener gewesen, der übrigens selbst verschiedene Jahre in Bern doziert hat. —

In der Tat ist nun Willy Theiler in der Verbindung philologischer Exaktheit und Strenge mit Weite des Blicks und Hingabe in der Aufdeckung des Sinnes der antiken philosophischen Gedanken einem Usener besonders kongenial gewesen; was Theiler in der Erforschung des Platonismus — sowie auch der Stoa — geschaffen hat, ist ja längst zum sicheren Besitz unserer Wissenschaft geworden. Ein besonders tiefer Aufsatz Theilers (übrigens eine Abhandlung, die zur Ehrung eines Bonner Theologen verfasst wurde) trägt den Titel «Antike und christliche Rückkehr zu Gott». Nun ist er, der im Leben der Welt der reinen Formen Platons Zugewandte, eingegangen in den Frieden Gottes. Auch die Bonner Philosophische Fakultät nimmt Abschied von Willy Theiler, dem lauterem Menschen und dem grossen Gelehrten.

Der Dank der deutschen Schüler

von Professor Gerhard Müller, Giessen

Ich habe die Erlaubnis erbeten, den Dank der deutschen Schüler des Verstorbenen in Worte zu fassen, nur deswegen, weil ich zufällig der älteste von ihnen bin. Ich muss dabei auf alte Zeiten zurückgreifen, auf Zeiten, die fast ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Im Kieler Sommersemester 1928 trat dem ahnungslosen Anfänger, der ich war, die klassische Philologie in starken, eindrucksvollen Gestalten gegenüber, in Felix Jacoby, in Eduard Fraenkel und im Gastprofessor Giorgio Pasquali. In enger Verbindung mit ihnen lehrte dort auch der Platonforscher Julius Stenzel. Neben solchen Meistern ihrer Wissenschaft wusste sich ein junger Dozent, soeben habilitiert, Willy Theiler, mit seinem ersten Kolleg (es galt nach meiner Erinnerung dem Lucrez) zu behaupten, unser sachliches Interesse, unsere intellektuelle Neugier zu erwecken und unsere Herzen zu gewinnen. Auch seinen Vorlesungen und Übungen und nicht zuletzt ihnen verdankte ich es gleich anderen in den folgenden Jahren philologischer Lehrzeit, die Arbeitsweise der Philologie zu verstehen und auszuprobieren.

Diese Philologie, aus Basler Schule stammend, die auch über Göttingen Traditionen deutscher Wissenschaft vom Altertum in sich aufgenommen hatte, trat als dienende Wissenschaft auf, als Erschliessung der Texte nach strengen handwerklichen Grundsätzen, gleich weit entfernt von bloss antiquarischer Gelehrsamkeit und positivistischer Historie wie vom Aesthetisieren der Leute, die von den alten Autoren redend gleichzeitig sich selbst darstellen wie verhinderte Primärautoren. Diese Philologie war gewiss humanistisch, aber ohne Präntention und Programmatik, in der Weise Jakob Burckhardts. Eine glänzende Formulierung des Basler Lehrers Peter Von der Mühl kennzeichnet auch Theilers Philologie: «Über das Erhabene erhaben zu schreiben, ist kein Zeichen der besten Epoche.»

Wenn ich das Individuelle seines wissenschaftlichen Werkes charakterisieren soll, so möchte ich es in der Neigung und Fähigkeit sehen, von einer bedeutungsvollen Textstelle mit sicherem Sinn eine Verbindung zu schlagen zu anderen bedeutungsvollen Stellen desselben Textes oder auch anderer weit entfernter Texte, aber er hatte sie in erstaunlichem Grade präsent, und so Linien der Entwicklung zu sehen, die den Weg

des Geistes durchschaubar machen sollten. Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke steht eigentlich hinter allen seinen Interpretationen von Homer bis Plotin. Er glaubte an Stufen der Selbstverwirklichung bei den Dichtern und Philosophen, Stufen, die an den Stufen der Entstehung des Textes abgelesen werden können und müssen. Die Philologie hat für solche Grundauffassung die Aufgabe, den Weg des Geistes in den Individuen und in den Epochen nachzuzeichnen und so ihrerseits das Licht des Geistes durch die Zeiten zu tragen: *et quasi cursores vitae lampada tradunt*, wie der auch von ihm geliebte Lucrez sagt.

Für diesen Sinn setzte er seine unermüdliche Arbeitskraft, seinen Scharfsinn, seine Beherrschung so vieler komplizierter Texte, sein feines Gefühl für die Stile dichterischer und philosophischer Sprache in einem langen Leben ein. Aber ein wesentliches Ingrediens seiner Natur, spürbar in seinen Arbeiten, darf nicht ungenannt bleiben: die Klarheit und Lauterkeit im Menschlichen. Diese Eigenschaft war ihm in einem Grade gegeben, den ich, wenn ich das in dieser Stunde einmal sagen darf, nur bei wenigen Menschen gefunden habe.

Sehr charakteristisch für ihn ist eine Bemerkung, die er bei einer kleinen Schlussrede nach der Feier seines 70. Geburtstages machte: im Falle einer Wahl von Beruf und Lebensinhalt, wie sie nach dem platonischen Mythos die unsterblichen Seelen vor ihrer erneuten Einkörperung zu treffen haben, in einem solchen Falle würde er nie etwas anderes wählen als das Leben des Philologen. Solcher Gesinnung entsprach die ungewöhnliche Einheit von Person und Sache.

Die Bewunderung für den Lehrer und Gelehrten, die Verehrung für den Menschen Willy Theiler waren bei allen Schülern, die ich kenne, stets gleich gross. Es ging von ihm auch ein Ansporn aus, es ihm im Masse der eigenen Kraft ein wenig nachzutun. Ich betrachte es als ein Vorrecht, dass ich den Dank der deutschen Schüler an den verstorbenen Lehrer als einer für viele nicht anwesende andere heute und hier ganz von Herzen sagen darf.

Worte des Andenkens

gesprochen von Pfarrer Paul Weber, Winterthur

«Wir sind Gäste und Fremdlinge vor dir wie alle unsre Väter; wie ein Schatten sind unsre Tage auf Erden, und ist kein Aufhalten.»

1. Chronik 29, 15

Liebe Leidtragende,
Werte Trauerversammlung,

Diese Worte stammen von einem Manne, der auch in hohem Alter heimgegangen ist, einem Manne, dessen Leben auch zur Erfüllung gekommen ist wie bei dem lieben Verstorbenen. Nach dem Bericht der Chronik ist es kein geringerer als der König David. Er schaut zurück auf sein Leben und kann voll Freude und Dankbarkeit Gottes Güte preisen, die über ihm waltete. Jetzt nimmt er Abschied von dieser Welt. Es heisst in der Bibel: «Er starb im schönen Alter, satt an Leben, Reichtum, Ehre.» Alles, was er noch zu sagen hat, fasst er zusammen in drei Sätze: «Wir sind Gäste und Fremdlinge vor dir wie alle unsre Väter; wie ein Schatten sind unsre Tage auf Erden, und ist kein Aufhalten.» Wir können in dieser Abschiedsstunde nichts Besseres tun, als diese drei Bilder noch einmal vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, diese Worte nachzusprechen.

Das erste Bild: «Wir sind Gäste und Fremdlinge.» O, das wissen wir. Wir sind hienieden nur Wanderer, Pilger, die einst müde den Wanderstab ablegen und heimgehen ins Vaterhaus. Wir sind hier auf dieser Erde auf Abruf. Wir haben keine Dauerwohnung. Uns ist gekündigt. Schon die alten Heiden, lange vor Christus, haben das gewusst. Heraklit hat es ausgedrückt mit seinem «panta rhei»: Alles fliesst. Wir können nichts festhalten. Wir können nicht auf dem Bänklein sitzen und dem Leben zuschauen. Es gibt keine Beständigkeit. Es ist eigentlich eine wehmütige Lebensweisheit. Für uns Christen liegt aber noch ein anderer Ton darin. Es heisst nicht nur: Wir sind Gäste, sondern «wir sind Gäste und Fremdlinge vor dir», vor Gott. Der Hintergrund aller Dinge in der Bibel ist nicht dunkel, sondern hell. Wir sind Gäste vor Gott. Das zweite Bild: «Unsere Tage sind wie ein Schatten. Schatten ist nichts Festes, man kann ihn nicht festhalten. Schatten ist ein Bild der Flüchtigkeit, der Vergänglichkeit. Hiob, der Schwergedrückte, sagt: «Wie eine

Blume geht der Mensch auf und welkt, schwindet dahin wie ein Schatten und hat nicht Bestand.» Der Beter von Psalm 102 sagt: «Meine Tage neigen sich wie ein Schatten, und ich muss verdorren wie Gras.» Aber wiederum müssen wir hinzufügen: Wir sind doch nicht nur ein Nichts, etwas Unwirkliches, nur ein Schatten, sondern ein Schatten vor dir. Unser ganzes Erdenleben spielt sich ab vor Gott, in letzter Verantwortung vor Gott. Dies Wort ist gesprochen nicht von einem Manne, der enttäuscht ist, der nur jammern und klagen kann. Sein Schwanengesang ist abgestimmt nicht auf Stöhnen und Stosseufzer, sondern es ist ein Dankgebet, das er spricht. Unser Leben ist nicht nur ein Rätsel, ein Fragezeichen, obschon es viele Probleme gibt, mit denen wir nicht fertig werden können. Unser Leben gleicht nicht einer Sphinx in Aegypten, einem jener gewaltigen Stein-Bilder vor den Eingängen der Tempel, nichts Ungewisses, Unerforschliches, sondern wir sind gehalten von Gott.

Das dritte Bild: «Und ist kein Aufhalten.» Es bleibt nichts. Wir können das Leben nicht festhalten. Es ist wie ein Fluss, der strömt und strömt. Ulrich Zwingli, der Zürcher Reformator, der ja von dem lieben Heimgegangenen sehr verehrt wurde, sagte einst angesichts des Rheins: «Du magst den Rhyn wohl schwellen, aber nicht gstellen.»

Etwas von dieser Vergänglichkeit hat wohl der liebe Verstorbene in seinen 77½ Jahren auch gespürt. Fast 40 Jahre davon durfte er zusammen mit seiner lieben Lebensgefährtin wandern. Leider waren die letzten Jahre seines Lebens beschattet von gesundheitlichen Störungen. Wir denken an das Asthmaleiden, an die Augenoperation. Aber immer noch hat er unermüdlich gearbeitet. Wenn man ihn gefragt hätte, was sein Hobby sei, hätte er gewiss geantwortet: arbeiten, forschen, wirken, für etwas da sein. Er gibt sich her für seine Studenten, ebnet ihnen den Weg zum Studium. Denn er kann aus dem Vollen schöpfen. Nichts ist ihm zuviel. Er ist ein nüchterner Zwinglianer, nüchtern, aber nicht gemütsarm. Er ist erfüllt von einem ruhigen Verantwortungsbewusstsein, von einer Hilfsbereitschaft. Er ist unbestechlich im Urteil. Wissenschaftlich und menschlich sind ihm grosse Gaben geschenkt worden. Die Arbeit erfüllt ihn.

Abrahams Knecht Elieser sagte zu Rebekkas Eltern, die ihn zurückhalten wollten: «Haltet mich nicht auf, da doch der Herr meine Reise hat gelingen lassen.» Dies Wort gilt auch für diese Abschiedsstunde. Wir dürfen den lieben Heimgegangenen nicht zurückrufen, dürfen nicht Halt gebieten, dürfen Gott nicht in den Arm fallen.

Zuletzt sind wir nicht mehr Gäste und Fremdlinge, Landfremde, Flüchtlinge, Durchreisende. Zuletzt sind wir dann daheim im Vater-

haus. Der Apostel Paulus sagt: «So seid ihr nicht mehr Fremde und Beisassen, sondern ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes» (Eph. 2, 19). Wir haben ja nicht nur den Heimatschein, der uns hinweist auf ein irdisches Dorf oder eine Stadt. Wir haben auch den Taufschein, der uns Recht gibt in der andern Welt. Unsere wahre Heimat ist der Himmel. Woher haben wir dieses Bürgerrecht im Himmel? Das hat uns Jesus Christus erkaufte durch seinen Tod am Kreuz und durch seine Auferstehung von den Toten.

Rembrandt, der holländische Maler, hat auf seinem Sterbebett noch einmal Pinsel und Staffelei verlangt. Er will sein letztes Bild malen. Es soll wie ein Bekenntnis sein, wie eine Zusammenfassung seines ganzen Lebens. Was malt er? Den verlorenen Sohn, der wieder heimkehrt ins Vaterhaus und von seinem Vater aufgenommen wird. Wenn wir genau zusehen, sehen wir, dass dieser verlorene Sohn die Gesichtszüge des Malers Rembrandt trägt. Er will sagen: Das bin ich, ich bin der verlorene Sohn, der heimkehren kann. Sind wir nicht alle verlorene Söhne und Töchter, die nach all den Umwegen und Irrwegen froh und dankbar sind, dass sie heimkehren dürfen ins Vaterhaus und von den ewigen Armen Gottes aufgenommen werden?

Amen.